



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

11. Auf der Reise. In Dülmen und Holtwick. Apollonia Diepenbrock. In Sachsen. Dorothea Tieck. Bei der Mutter in Schlesien. (1821.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

Anspielung auf die Vorgänge in Düsseldorf. In Brauna schreibt Luise am Feste der heiligen Dreifaltigkeit (17. Juni 1821) in ihrer Abendbetrachtung die Worte nieder: „Nun weiß ich, wie ein Prinz so gar nichts ist gegen Dich, Du hoher Zimmermann! — Nimm mich nun und halte mich auf ewig, damit alle Prinzen der Welt nicht einen meiner Gedanken mehr von Dir abwenden können.“

II. Auf der Reise.

(1821.)

In Dülmen und Holtwick. Apollonia Diepenbrock. In Sachsen.
Dorothea Tiedk. Bei der Mutter in Schlesien.

In der letzten Woche des April 1821 verließ Fräulein Hensel Düsseldorf. Der Postweg führte über Dülmen, und so war es ihr endlich wieder vergönnt, die geliebte Emmerich zu sehen und ungehindert zu sprechen. Luise blieb dort neun Tage, fast unausgesetzt an der Seite der Kranken, wie es in ihren für den Biographen der Nonne bestimmten Aufzeichnungen heißt: „Neun Tage, die mir reicher Ersatz waren für unbeschreiblich schmerzliche Leiden, die ich durch die völlige Entbehrung alles Verkehrs mit ihr fast zwei Jahre lang getragen hatte. Sie war ganz Liebe und Freundlichkeit. Ich durfte mit meiner Arbeit den ganzen Tag über an ihrem Bette sitzen und ging nur zum Essen und Schlafen in meinen Gasthof. Manches Nützliche sagte sie mir; leider habe ich damals nur die wenigen nachfolgenden Zeilen in mein Tagebuch geschrieben:

,G. s. J. Chr.! — Dülmen, den 28. April 1821.

Wie glücklich bin ich doch, mit dieser erleuchteten Seele so vertraulich umgehen zu dürfen! Laß, o Herr! diese Zeit Früchte für die Ewigkeit in mir bringen! — Sie hegt ein großes Verlangen, Pater Wüsten zu sehen; seine Art, mich zu führen, gefällt ihr durchaus. — Sie hält es für ein großes Glück, von Gott zu reden. Es stärkt sie auch körperlich. — Die gute

Meinung auch bei den geringsten und selbst mechanischen Werken hat sie sehr empfohlen.“¹

Am liebsten wäre Luise ganz bei ihr geblieben, um sie bei deren Lebzeiten nicht mehr zu verlassen, wenn es ihre Lage gestattet hätte. „Meine Gedanken sind ja immer bei ihr,“ bemerkt sie einige Monate darnach; „ich glaube, daß sie mich der Kirche geboren hat, möchte sie mich nun auch erziehen!“² — Allein andere Aufgaben warteten ihrer.

In diesen Tagen und von Dülmen aus lernte sie eine Familie persönlich kennen, mit der sie wohl schon brieflich in Berührung gekommen, mit deren jüngern Gliedern sie aber fortan die innigste Freundschaft für's ganze Leben verband. Es war dieß die Familie des mit Clemens Brentano befreundeten Hofkammerraths Anton Diepenbrock in Holtwick bei Bocholt. Der Name der jungen Dichterin war dort schon längst bekannt, ihre Lieder wurden in diesem frommen Kreise mit freudiger Erbauung gelesen, ihrem eigenthümlichen Schicksale folgten Alle mit der herzlichsten Antheilnahme. Man hieß nicht umsonst der Freund Brentano's. Schon gleich im Frühling 1819, als Luise eben erst den westfälischen Boden betreten, hatte der in Diensten des Fürsten Salm stehende Vater Diepenbrock von Horst aus die Angekommene in gastlichen Zeilen begrüßt als seine, weil des Freundes Clemens, Freundin, und sie zu ihrem Eintritt in den Schooß der alten von Jesu gestifteten Kirche beglückwünscht im Namen all der Seinigen, die sie, obgleich persönlich unbekannt, ebenso lieben und hochschätzen, wie er selber³.

Nun fand sie selbst in ihrer Mitte sich ein und athmete die Friedensluft dieses christlich einträchtigen Kreises, in dem Alles so rein und wohl zusammenstimmte: „Vater, Mutter, Töchter,

¹ Die ganze, hier abgekürzte Stelle s. im Tagebuch 263.

² Brief an Brentano, 28. Sept. 1821.

³ Aus Horst bei Bocholt den 12. April 1819. Haus Horst hieß der Wohnsitz der Familie Diepenbrock.

Söhne, ein rechter Gottesbund", mit Bischof Sailer zu reden. Brentano war es, der am 3. Mai die Dichterin nach dem Diepenbrock'schen Gute brachte.

Unter Diepenbrock's Kindern hatte keines auf die Ankunft des erwarteten Gastes mehr sich gefreut, als die damals ein- undzwanzigjährige Apollonia¹, welche zu der frommen Dichterin in warmer Neigung sich hingezogen fühlte, seit sie durch Brentano ihre Lieder kennen gelernt. Diese religiösen Gefänge hatten sie unbeschreiblich ergriffen, so das Innerste getroffen, daß sie nicht widerstehen konnte, der ihr Unbekannten in einem durch Brentano vermittelten Briefchen ihre dankbare Gesinnung auszusprechen, als diese noch in Berlin lebte. Sie versicherte ihr, daß diese frommen Lieder sie tief erbauen und erwecken, ja, daß sie ihr „Alles geworden"; jeden Abend vor Schlafengehen bete sie dieselben, und dann bete sie auch zugleich recht herzlich für die liebe Dichterin um Segen und alles mögliche Gute. „O, ich möchte auch so gerne recht gut werden!" fügt sie in treuherziger Begeisterung hinzu.

Welche Freude und Ueberraschung für sie, die im Stillen Verehrte nun von Angesicht kennen zu lernen! Der sanften, liebevollen „Appel" schlug das Herz vor freudiger Erregung, als sie der Sängerin der ihr so theuer gewordenen Lieder entgegen ging — ein ihr unvergeßlicher Augenblick. Viele Jahre später, als Luise's Lieder gedruckt erschienen, gedachte sie dieser ersten Begrüßung und bemerkte dazu: „Ich fühle noch den Schrecken in den Gliedern, als Brentano Dich zwischen den Hecken von Holtwick als die Dichterin dieser Lieder mir vorstellte. Mir haben sie viel genützt! — und jetzt noch sind sie mir Hülfe und Trost in Aengsten und Betrübniß! Gott vergelte Alles!"²

¹ Geb. 13. Nov. 1799 zu Bochohl, gest. in Regensburg am 4. Juli 1880.

² Aus Regensburg, 5. März 1869.

Luiſe verbrachte ein paar glückliche Tage in Haus Horſt, und die gute Apollonia begleitete ſie dann nach Dülmen zurück unter das Dach der von der geſamten Familie Diepenbrock gleich hochverehrten A. Katharina Emmerich.

Hier ſchloſſen die beiden jugendlichen, von reiner Gottesliebe flammenden Seelen einen Herzensbund, wie er reiner und ſelbſtloſer nie geſchloſſen worden, ein Herzensbund, der ſie in tauſend Erfahrungen und Begegniſſen des Lebens ſtärkend erquickte und durch einen Zeitraum von mehr als ſechzig Jahren ſeine wurzelſte Kraft bewährte.

Die um anderthalb Jahre jüngere Apollonia war ſchlichter, ſtiller, einfacher, an Wiſſen und Welterfahrung der neugewonnenen Freundin nachſtehend, aber in ihrem Weſen ruhiger, ſicherer, als dieſe damals noch war, eine Kindesnatur voll Taubeneinfalt und von ſpiegelklarer Seelengüte. Brentano, der ſie wie ein Bruder liebte und ſie in ſeinen Briefen trefflich charakteriſirt, meinte, für Luiſe könnte ein längerer Umgang mit dieſer harmoniſch friedlichen Natur von wohlthätiger Wirkung ſein. „Es wäre gut, wenn Du bei Appel wäreſt; auch die Emmerich ſagt, Du könnteſt viel von Appel lernen“, ſchreibt er ihr nach Sondermühlen. „Sie iſt ſehr vortrefflich, ſehr rein, ſehr ernſt und fromm, ſehr geprüft, ſehr demüthig und treu und kindlich empfangend. Sie bewahrt Heiligthümer wie ein Tabernakel.“ Dazu die ächt Brentano'ſche Nachſchrift: „Ich habe der Appel Dein altes Porſtiſches Geſangbuch mitgegeben; ſie geht allen Deinen Eſelsohren, Nadelſtichen und Bleifederſtrichen nach. Sie hat die Lieder recht lieb und auch Dich.“¹

Wenn Brentano von Dülmen nach dem Diepenbrock'ſchen Gute kam, hatte er immer ſeine ſtille Freude an der unbewußten Lieblichkeit dieſer aufblühenden Kinderſeele², und widmete ihr,

¹ Dülmen 22. Okt. 1821.

² Vergl. weitere Aeüßerungen über ſie in Brentano's Geſ. Briefen II. 5 und 7.

die ihm so vertrauend entgegenkam, manchen Augenblick wohlwollender Belehrung und Aufmunterung. Bei einem solchen Besuche gab sie einmal dem Dichter Anlaß und Stoff zu einem seiner tiefsinnigen Kinderlieder. Apollonia erzählt ihrer Freundin Luise darüber, Horst 27. April 1822:

„Seit einigen Tagen schenkt uns der gute Brentano die Freude seines Besuchs; er ist mir gut, ich weiß aber nicht weßwegen. Doch Gott hat's so gefügt. Um mir Freude zu machen, sagte er, ich solle ihm einen Gegenstand angeben, darüber wolle er mir ein Gedicht machen. Damit ging es nun ganz sonderbar. Der kleine Mloys stand gerade neben mir, als er dieses sagte. Schon oft fühlte ich, daß ich gegen die Kinder, deren wir oft viele im Hause haben, nicht liebevoll genug bin und mich ungern mit ihnen abgebe; ihnen etwas zu erzählen, sie zu erfreuen oder sie lange um mich zu haben, ist mir oft so lästig, daß ich darüber verdrießlich werde; so gern möchte ich diesen Fehler bessern! Kaum hatte er es gesagt, da fiel mir gleich ein, er solle mir den Werth eines Kindes, wie Jesus die Kinder liebte, und wie wir auf sie wirken können u. s. w., darstellen. Vielleicht ist es ihm eine unangenehme Aufgabe, er thut es aber wohl Gott zu Liebe, ich will ihn recht darum bitten, denn es ist zu meinem Besten. Es war mir nicht möglich, nur mal an einen andern Gegenstand zu denken; ich glaube, Gott hat es so eingegeben. Ist's ihm nicht lästig und ich erhalte es, dann theile ich's Dir mit.“

So die gute Appel. Aus dem Jahre 1822, von dem dieser Vorgang und dessen Bericht datirt, stammt das wunderbar liebevolle, in viele Sammlungen aufgenommene, große (20strophige) Gedicht: „Ermunterung zur Kinderliebe und zum Kinderfinne“, mit dem Anfang: „Wer ist ärmer als ein Kind“, und dem Refrain: „Wer dieß einmal je empfunden, Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden.“ Die vorletzte Strophe nimmt in Brentano'scher Weise eine persönliche Wendung und deutet auf den Anlaß hin:

„Dieses Lied ist für ein Kind,
 Das noch nie ein Kind betrübet,
 Und aus Jesu Liebe sinnt,
 Ob es Kinderliebe übet.
 Dieses Lied ist für ein Kind,
 Und weil solches es empfunden,
 Ist's den Kindern durch das Jesuskind verbunden.“

Daß aber auch Luise Hensel nicht nur in Dülmen, sondern im gesammten Familienkreise der Diepenbrocks in gutem Andenken fortlebte, vernahm sie aus den Berichten Brentano's wiederholt. „Ich war vor einigen Wochen,“ schreibt er¹, „in Bocholt. Die Töchter und Vater lassen Dich grüßen. Du bist durch Deine Lieder den guten Mädchen von einem lebendigen Werth geworden. Appel, die fromme, treue, demüthige, sich still besiegende, ungemein harmonische Appel, hat zu einer ganzen Reihe Deiner Lieder äußerst rührende Weisen erfühlt und sang mir sie mit Lisette zweistimmig, als ich sehr betrübt war, so bescheiden, gütig, ernst und tröstend vor, daß ich Dir, ihr und auch meinem Interesse an Dir einen versöhnend bewegten Dank wußte. Ich hatte ein lebendiges Rückgefühl, einen sehr rührenden Gefühlsrückblick in mein Herz, da Du mir am Christabend diese Lieder zuerst lasest; und eine ganze Reihe von Gipfeln in meinem Umgang mit Dir lagen mir plötzlich von einem Sonnenstrahl beleuchtet. Ich dankte Dir herzlich, und auch den Kindern, und sie dankten Dir auch herzlich, denn Du hast ihnen in ihrer Armuth und Demuth viel damit gegeben.“

Die erquickenden Eindrücke des friedlichen Lebens in Holtwick und der trostvollen Stunden am Bette der Kranken zu Dülmen begleiteten die Reisende auf der weiten Fahrt. „Es ist mir als hätte ich geträumt, daß ich bei jener heiligen Seele war — mein Gott, wie war ich so glücklich bei ihr und mit

¹ Brieffragment aus dem Jahre 1822.

Binder, Luise Hensel.

Appel!“ vermerkt Luise bei ihrer Ankunft in Dresden, am 23. Mai, in's Tagebuch.

In Dresden erwartete sie den Wagen der Gräfin Stolberg, der sie nach Brauna abholen sollte. Die mehrtägige Pause, die ihr in der sächsischen Hauptstadt gegönnt ward, verschaffte ihr unter andern die Bekanntschaft mit der Familie des Dichters Ludwig Tieck, insbesondere der älteren Tochter Dorothea, deren Freundschaft sie als schönsten Gewinn und Zuwachs für ihr inneres Leben davontrug. Zwei verwandte Seelen hatten sich hier in raschem Verständniß gefunden.

Ein merkwürdiges Wesen, diese mit allen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattete Dorothea! Die ächte Tochter des poetischen Vaters, hatte sie an dessen Dichtungen und im anregenden Umgang der romantischen Freunde und Genossen sich herangebildet. Mit der frischen Theilnahme der Jugend verfolgte sie des Vaters literarische Thätigkeit und wurde bald die Genossin seiner Studien. „Unter seiner Anleitung lernte sie die neueren Sprachen kennen und ihre Dichter lieben. Schon vor dem zwanzigsten Lebensjahre war sie mit Shakespeare und Calderon vertraut. Von den neueren Sprachen ging sie auf die alten zurück und gewann einen reichen Schatz von Kenntnissen, die man Gelehrsamkeit nennen konnte. Die Homerischen Gedichte und den Virgil, die griechischen Tragiker und den Horaz, den Herodot und den Livius las sie, und nicht ein Mal, sondern zu wiederholten Malen. Es war keine Neugier, kein gewöhnlicher Dilettantismus; eine Zeitlang lebte sie in diesen Schriftstellern und suchte sich mit dem antiken Charakter vertraut zu machen. Aber sorgfältig verbarg sie diese Studien, kein Fremder hätte eine Ahnung haben dürfen. Alles Brunken mit Kenntnissen, alles was als moderne Emancipation hätte gedeutet werden können, haßte sie in tiefster Stille. Nur die vertrautesten Freunde wußten darum, allen Andern wollte sie eine Frau sein, die sich durch nichts über das hergebrachte weibliche Dasein erhebe. Mit demselben Eifer unterzog sie sich

daher auch den kleinen weiblichen Arbeiten. Dennoch konnte sich eine so eigenthümliche Erscheinung nicht verläugnen, selbst wenn sie es wollte. Die Art ihres Seins war nicht die gewöhnliche.“ — Denn früh hatte sie gelernt, von der Oberfläche des Lebens in die dunklen Tiefen desselben zu schauen. „Nicht allein ein Theil des Talentcs und der schnellen Auffassungskraft des Vaters war auf sie übergegangen, sie war auch Erbin seines Tieffinns und seiner Schwermuth. Wie reich ihr Leben nach einer Seite hin ausgestattet war, immer vermochte sie es nur mit dem Blicke des Ernstes zu betrachten. Und dieser Blick war schärfer für die schneidenden Contraste, welche das Auge verwunden, als für die helleren wohlthuenden Farben.“¹

An störenden Contrasten aber fehlte es im eigenen Hause nicht. Schon als Kind war sie mit der geliebten Mutter in die katholische Kirche eingetreten, in deren Heiligthum sie Trost und Frieden fand, während der Vater, der zu Rom ebenfalls übergetreten war, später wieder abtrünnig geworden, oder, wie Dorothea sich ausdrückt, „von der betretenen Bahn, zu der ihn Gottes Erleuchtung führte, wieder abgewichen war“. Bei der Innigkeit, womit sie ihren Glauben erfaßte, bei der kindlichen Liebe, womit sie ihren Vater trotz seiner eigenthümlichen Extravaganzen und der Widersprüche in seiner Natur verehrte, mußte dieser innere Zwiespalt sie tief berühren und um so empfindlicher treffen, je weniger er ausgesprochen wurde. Sie zog sich daher, so gut es anging, mit den Jahren mehr und mehr auf sich selbst zurück, und mitten in dem großen gesellschaftlichen Leben, das die Räume des väterlichen Hauses in Dresden erfüllte und die geistvolle Tochter des gefeierten Dichters und Vorlesers mit Glanz übergieß, beherrschte sie die Sehnsucht nach der Stille der Einsamkeit und beschaulicher Sammlung.

An den Abenden, wo ihr Vater eine seiner berühmten Dramen-Vorlesungen hielt, war Dorothea gewöhnlich anwesend,

¹ Rud. Köpfe, Ludwig Tieck. Leipzig 1855. II. 283 ff.

und ihre bedeutende Erscheinung verfehlte auch auf die geistig Vornehmsten des Eindrucks nicht. Keiner dieser literarischen Gäste gedenkt in seinen Erinnerungen solcher Tieck-Abende, ohne der Tochter ein Wort der Hochachtung oder der Bewunderung zu widmen. Die Dichter Zimmermann, Uechtritz, Graf Löben, v. d. Malsburg, Just. Kerner, Jngemann verleihen ihr die höchsten Prädikate. Holtei, der selbst einmal in Tiecks Hause eine Vorlesung eigener dramatischer Dichtungen hielt, nennt sie eine unbestechliche Richterin. Der schwedische Dichter Atterbom glaubt ihr das höchste Lob zu zollen, indem er sagt: „Sie war körperlich und geistig ein schönes Mädchen; schade, daß sie keine Schwedin ist!“

Wie eine Sibylle blickte sie in dieses Treiben, das ihre Seele nicht auszufüllen vermochte, das sie gleichsam nur äußerlich berührte wie die anschlagenden Uferwellen eines bewegten Sees. In ihrem Glauben, den sie mit der Gluth einer feurigen Natur auch bethätigte, fand ihr tiefreligiöses Gemüth allein ein volles Genüge.

Gleich der frommen Liederdichterin aus Linum war auch Dorothea poetisch begabt; sie hatte vom Geist des Vaters geerbt. Aber in ihrer strengen Bescheidenheit hielt sie sich wohl zum Nachbilden, nicht zu eigenen dichterischen Schöpfungen befähigt; sie wollte nur reproductiv ihre Kraft verwerthen. Als Tieck die Fortsetzung des Schlegel'schen Shakespeare übernahm, führte sie einen großen Theil derselben, theils selbständig, theils mithelfend, aus. Sechs Dramen des großen englischen Dichters sind von Dorothea Tieck übersetzt, nämlich: Macbeth, Coriolan, Cymbeline, Timon von Athen, die beiden Veroneser und das Wintermärchen. Tiecks Dresdener Freund, Hermann Freiherr von Friesen, bekennt in seinen Erinnerungen, der „ausgezeichneten Gaben und Fähigkeiten“ Dorotheens gedenkend: „Auch ihrer Tiefe und Gediegenheit der Anschauungen habe ich manche Erleuchtung und Belehrung zu verdanken, wiewohl die Stille, mit der sie sich in der Regel in sich selbst zurückzuziehen liebte,

einen vertraulichen Austausch der Gedanken nur selten gestattete.“¹

Letzteres bezieht sich jedoch auf eine spätere Zeit. Dorothea Tieck (geb. 1799) stand in ihrem 22. Lebensjahr, als sie Luise Hensel kennen lernte. So flüchtig auch dieses erste Zusammensein war, die wenigen Stunden und Tage genügten, um ihre Herzen an einander zu schließen. Die sonst so schwer aus sich heraustretende Dorothea war es, welche zuerst dem Wunsche Ausdruck gab, die Erinnerung an die vorübergehende Begegnung brieflich zu erneuern und dauernd festzuhalten.

„Die wenigen Stunden,“ schrieb sie der neugewonnenen Freundin, „in denen ich die Freude hatte, Sie zu sehen, haben einen solchen Eindruck auf mich gemacht, und ich beschäftige mich so oft mit Ihnen und Ihrem Schicksal, daß es mir zuweilen scheint, als könne ich mir dadurch ein Recht an Ihre Theilnahme und Liebe erwerben.“ Ein längerer Besuch des Malers Wilhelm Hensel, der ein halbes Jahr später (im December 1821) zu zweimonatlichem Aufenthalt nach Dresden kam, bot den erwünschten Anstoß, die Correspondenz in raschen Fluß zu bringen. „Dorothea hat mir einen recht lieben Brief geschrieben,“ meldet Luise Hensel ihrem Bruder nach Berlin am 16. Juli 1822, „ich habe mich recht gefreut; ich habe sie gleich sehr lieb gewonnen, und ich glaube, daß ihr Weg nicht leicht war, denn was ich von ihrem Vater, und überhaupt von der Erziehungsweise ihrer Eltern gehört habe, erfüllt mich mit Achtung für — die Kinder.“

Schon nach den zwei ersten Briefen hat sich das anfängliche „Sie“ in ein trauliches „Du“ verwandelt. Die Gemeinsamkeit der religiösen Richtung stärkte und vertiefte das Vertrauen. Die schlicht wahrhaftige Dorothea erschließt der neuen Freundin mit einer Offenheit wie gegen wenig andere Menschen ihr Herz,

¹ Ludwig Tieck, Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842. Von H. Frh. von Friesen. I. 8; vgl. auch 12.

und jedes Lebenszeichen von dieser diente ihr zur Erquickung. „Ich kann Dich versichern, daß Deine Liebe und jedes Wort von Dir mir ein Trost und eine wahre Freude ist“, schreibt sie einmal, und ein andermal: „Keines Menschen Worte thun mir so wohl als die Deinigen, jedes geht mir zu Herzen, weil es aus dem Herzen kommt. Ich kenne Niemand als Dich, dessen Art zu empfinden so mit der meinigen zusammenstimmt, und das ist die Hauptsache; ehe wir einen Menschen nicht ganz verstehen, können wir ihm nichts sagen, was ihm nutzt.“

Mit Luise Hensel theilte Dorothea das fortwährende lebendige Verlangen nach einem ernstern, geregelten, ihr Herz ausfüllenden Beruf: dieß wäre aber nach ihrer Ueberzeugung der klösterliche gewesen, eine Ueberzeugung, die sie bis in ihre letzten Lebensjahre festhielt. „Seit meiner ersten Jugend“ — schreibt sie noch am 30. December 1836 — „war es doch meine Bestimmung, in's Kloster zu gehen, und hätte ich es mit der Einwilligung meiner Eltern thun können, so hätte mich nichts davon abgehalten. Es hat mich schwere Kämpfe gekostet, mein Gewissen über diesen Punkt zu beruhigen.“ Von einer gleichen Ueberzeugung war auch Luise Hensel beseelt.

Selbst im Außern wollte Maler Hensel zwischen beiden Mädchen Aehnlichkeit entdecken. „Dorothea Tieck,“ schreibt er seiner Schwester, „scheint ein tiefes herrliches Wesen und hat eine merkwürdige Aehnlichkeit im obern Theil des Gesichts mit Dir. Auch Manches was sie spricht, ist beinahe als ob Du es sagtest. Sie hat Dich sehr lieb.“ — Und einige Wochen später wiederum: „Möcht' ich Euch beide zusammen sehn und hören können; denn immer mehr find ich ähnliche Seiten in Wesen und Wort.“¹

Um eine kostbare Freundschaft reicher verließ Luise Hensel Dresden, als sie nach dem gräflichen Schlosse zu Brauna in

¹ Aus Dresden, 19 Dec. 1821 und 3. Januar 1822.

der Niederlausitz sich aufmachte. Der Wagen, der ihr von dort entgegengeschickt wurde, brachte folgende herzliche Zeilen von der Gräfin zum Willkomm mit, die ihr den Eintritt in die neue fremde Welt erleichtern sollten:

„Brauna den 24. Mai 1821. Aus dem innersten treuen Herzen rufe ich Ihnen willkommen zu, meine geliebte Luise. Erst diesen Morgen erhielt ich den Brief meines Sohnes¹ mit der Nachricht, daß Sie die Pferde heut in Dresden wünschten; ich konnte sie also nicht eher schicken. Kindliche Herzen kommen Ihnen in Liebe entgegen, möge es Ihnen wohl in unserm stillen Kreise werden, und Gott unsere Gemüther in immer wachsender wahrer herzlicher Liebe vereinigen. — Er allein kann es, und von Ihm allein suche ich es zu erbitten. Sind wir treu und demüthig, eignen uns nicht zu, was doch nur Ihm gehört, so gibt Er uns auch Seine Liebe, Seinen Frieden. Ich freue mich herzlich auf Sie, meine liebe liebe Luise.

Sie finden bei uns Mlle. Gule aus Dresden, die aus Freundschaft und Liebe für einige meiner Freunde und Verwandten sich entschlossen hat, für den Sommer zu mir zu kommen, weil ich so sehr hülfsbedürftig war, noch mehr für meine Töchter als für mich — sie ist protestantisch, aber innig, fromm abgeschieden, und mir zum Umgang mit meinen Töchtern lieber als eine feichte weltliche Katholikin; sie ist uns allen in den drei Wochen ihres Hierseins lieb geworden und wird es Ihnen auch werden, wie Sie ihr. Unser kleiner Kreis besteht also nun aus sechs Seelen; möge Gott uns alle, mich die ältere, und die lieben fünf kindlichern unschuldigen Seelen, durch Seine Liebe heiligen! Seine Gnade sei mit uns.

Ihre S. Stolberg.“

Nachdem Luise Hensel ungefähr einen Monat in Brauna gewohnt und sich mit den Verhältnissen und Personen vertraut

¹ Vermuthlich Cajus Stolberg, den Luise, der Weisung der Gräfin zufolge, in Leipzig auffuchen sollte.

gemacht hatte, trat sie noch einmal eine Reise an, um endlich einem Herzensbedürfnisse zu genügen. Von der Niederlausitz aus war ja Schlessien so leicht zu erreichen, und in Schlessien, auf Schloß Scheibe bei Glatz, lebte seit etwa einem halben Jahre ihre Mutter.

Frau Hensel war mit ihrer jüngsten Tochter Wilhelmine und den beiden Enkelkindern (Kochs) von Berlin dahin übergesiedelt, um mit ihrer an den Major von Gontard daselbst verheiratheten Schwester zusammenzuleben; die Umstände fügten es, daß sie ein reichliches Jahrzehnt in Schloß Scheibe verbrachte. Diesem Ziele galt die Fahrt Luizens. Die Sehnsucht nach dem Wiedersehen war auf beiden Seiten groß. Denn seit die Mutter mit dem Uebertritt der Tochter bekannt und ausgesöhnt war, konnte sie den Tag kaum erwarten, wo sie das geliebte Kind wieder in die mütterlichen Arme schließen durfte. Wie beruhigt und getröstet empfing sie nun jede Kunde, die sie von ihrer Luise erhielt! Wie überströmend von Liebe sind alle brieflichen Grüße und Zurufe an die ferne Tochter! „Segne Dich Gott für alles, was Du mir bist, meine gute Luise!“ schloß noch ihr letzter Brief.

Am 7. Juli traf die lang Erwartete in Scheibe ein. Vier stille, friedliche Wochen verlebte Luise hier in glücklicher und beglückender Vereinigung mit den Ihrigen. Im Tagebuch, das nur religiösen Empfindungen, der Vereinigung mit dem Heiland im Sacramente gewidmet ist, sucht man vergeblich nach Einzelheiten über diesen Aufenthalt. Daß aber der schlessische Besuch alle Schatten und Besorgnisse, wenn solche etwa noch vorhanden waren, vollends ausgeglichen, und Mutter und Schwester noch lange von der Erinnerung der selig verlebten Stunden zehrten, erhellt aus Briefen der beiden Letztern.

„Ach, es war doch eine recht schöne stille Zeit,“ heißt es in einem Briefchen der neunzehnjährigen Minna. „Nicht wahr, liebe Schwester, auch Du erinnerst Dich gern derselben? Wie wir so traulich in der friedlichen, grün umrankten Laube saßen,

wie wir uns des zarten Baues der Kräuter und Blumen erfreuten, wie uns die Tage bei fleißiger Arbeit und freundlichen Gesprächen so schnell entflohen, wie wir uns nach vollbrachtem Tagewerk bei einem kurzen Spaziergange der lieblichen Gegend erfreuten. Ach, werde ich Dir jemals wieder so nahe sein? Du liebe, seelenliebe Schwester!"

Und die Mutter Hensel, die ganz besonders gern Erinnerungstage feierte, begann am 7. Juli 1822, dem Jahrestag von Luizens Ankunft in Scheibe, ihr Schreiben mit den Worten: „Meine theure, herzinnig geliebte Luise! Diesen Tag kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, mein Herz ist so voll, so bewegt, ich muß ihm Luft machen. Ob auch Du wol heute mein gedenkst? Ach, heut vor einem Jahre, wie glücklich war ich da! Da drückte ich nach jahrelanger schmerzhafter Trennung mein geliebtes Kind an die bewegte Mutterbrust und währte unter Seligen zu sein . . . Ja, ich war sehr glücklich, Dich, Du theure Tochter, wiederzusehen; edel und gesund und liebevoll lagst Du an meinem Herzen, und Dein freundliches Gesicht lächelte mir wieder wie in den glücklichen Tagen unseres Beisammenseins. — Nun, ich will den übrigen Theil des Tages dazu anwenden, mir Dein liebes freundliches Bild so recht lebendig vorzustellen, wie Du so sanft, so liebevoll die alte Mutter behandeltest, und den schönen Tag nur dem Gedanken an Dich widmen. Wo mag mein Grüßen Dich wol heute finden? Gott sei mit Dir, wo Du auch sein magst; meine Wünsche, meine Gebete begleiten Dich täglich, Dich und Dein holdes Kind, dem Du so treu die verlorne Mutter zu ersetzen suchst.“

Beim Scheiden nahm Luise den kleinen Rudolf, ihren nun fünfjährigen Neffen, mit sich, ihrem Versprechen gemäß entschlossen, das Werk der Erziehung nunmehr selber in die Hand zu nehmen.